

Feuilleton.

Am Himmelfahrtstage.

Zum Himmel hoch ob Land und Meer
Ist Christus heut gefahren,
Mit lautem Schall fuhr er daher,
Umringt von Engelschaaren.

Es fuhr der Herr mit Macht dahin,
Er führt den Tod gefangen,
Die Himmel wie im Anbeginn
Zu Gottes Lobe sangen.

Es fuhr der Herr in Herrlichkeit.
Er fuhr zum hohen Throne,
Aus laut'rem Gold ist sein Kleid,
Aus edlem Stein die Krone.

Er sprach: „Ich geh' zum Vater mein
Den Platz euch zu bereiten,
Ich ruf' euch Alle himmelein
Nach wenig kurzen Zeiten.

„Inzwischen gehet, zieht ins Feld,
Tragt meines Kreuzes Zeichen
Bis an die Enden dieser Welt
Zu Städten, Bungen, reichen.

„Und fürchtet nicht, ob alle Macht
Sich wider euch verbände,
Ich selber bin's, der für euch wacht,
Bin bei euch bis ans Ende.“

O frommer Christ, vergiß es nie,
Zum Himmel sollst du trachten,
Und was dir Leids geschehe hier,
Das schilt du wenig achten.

Der letzte Novize in Andechs

Erzählung von Benno Müller

Fortsetzung.

Im Noviziat.

„Frater Hugo, herzlichen Glückwünsch!“

Mit diesen Worten kam beim Frühstück ein Mönch nach dem anderen zu dem eine halbe Stunde alten Novizen und drückte ihm die Hand. Frater Hugo schien ganz glücklich. Der Kaffee hatte seinen durchfrorenen Körper erwärmt und in sein aufgeregtes Gemüt war wieder die Ruhe eingeleitet. Nach dem Frühstück ging er zu dem Abte, um ihn um seinen Segen zu bitten.

Als er an der Zellentüre des Abtes auf das Täfelchen sah, stand der Stift in der Rubrik: Apud Priorem [beim Prior]. Aber bald kam der Abt zurück und ließ den Novizen bei ihm eintreten.

„Benedicite“, sagte dieser zum ersten mal und mit wahrer Rührung vor dem Prälaten niederknieend. Es war ein schönes Bild — der Jüngling zu Füßen des hohen ehrwürdigen Mannes, beide in dem faltenreichen schwarzen Ordensgewand. Als der Abt segnend die Hand erhob, brach die Winter-sonne durch das Gewölke und ein goldener Strahl ließ sich auf dem Haupte des Novizen nieder.

„Gott selbst segnete Sie, Frater Hugo!“ rief bei diesem Anblick der Abt begeistert aus. Aber auch in dem Herzen des Jünglings ward es warm und hell, als der Abt ihm nun die Lichtseite des Mönchslebens sehen ließ, wie er ihm vor einer Stunde in der Kapelle dessen Beschwerden vorgestellt hatte.

„Die Armut des Mönchs“, sagte er, „ist sein Reichtum. Wer ist den reicher als der Mann, der so viel hat, als er sich wünscht und sich dabei um die Sicherheit dieses Besitzes keine Sorgen zu machen braucht? Betrachten Sie doch einen Mann, den die Welt reich nennt. Wenn er Millionen besitzt, wünscht er sich Millionen dazu. Die Sorge, seinen Ueberfluß zu vermehren, sitzt mit ihm zu Tische die Furcht, etwas davon zu verlieren, geht mit ihm zu Bette. Er ist ein armer Mann gegen den Mönch, der sich nicht mehr wünscht, als er braucht, und so viel hat, als er bedarf.“

Die Einfachheit des klösterlichen Tisches bewahrt ihn vor Uebersättigung, die kurze Schlafzeit sichert ihn gegen schlaflose Nächte. In seinem härenen Gewande lernt er Hitze und Kälte ertragen. Sein abgehärteter Körper ist gegen ein ganzes Heer von Krankheiten geschützt. Und wenn er den Freuden der Welt entsagt, so hat er auch weniger von ihren Leiden zu tragen, als da sind: getäuschte Hoffnung, unbefriedigter Ehrgeiz, verletzter Eitelkeit, Familienzwist und so weiter. Denn die meisten Leiden der Menschen sind doch nur selbstgemachte. Und gibt es überhaupt ein ungetrübtes, irdisches Glück? Lauert nicht die Eifersucht tückisch in der Liebe, der Verrat in der Freundschaft der Neid im Ruhm, die Habgier im Reichtum? Das aber sind nur die gemeinen Vorzüge des Mönchsstandes. Die anderen, höhern sind geistiger, sind religiöser Natur und werden besser empfunden als beschrieben. Ich nenne nur ein solches Gut, mein Sohn, aber es ist unermesslich, unbeschreibbar, wie die Gottheit: es ist der Friede. Der innere Friede, der uns einen Vorgesmack zu geben vermag von der Glückseligkeit des ewigen Himmels. . . .“

Der Abt hielt inne, betrachtete ernst den blühenden Jüngling, welcher der Welt entsagen wollte, ohne sie recht zu kennen, und sprach dann mit nachdrückvoller Betonung:

„Merke wohl auf, mein Sohn, befehle dich, wann Du noch sündigen kannst; denn der Friede des Herzens wird nur durch Opfer erlangt. Nur durch Ent-sagen gelangst Du zum Frieden. Aber der Welt entsagen, heißt: freiwillig auf ihre Genüsse verzichten, wann sie uns noch locken. Das ist keine Ent-sagung, das ist kein Opfer: erst unbeschränkter Genuß, erst ein völliges Ausglücken aller Leidenschaften, gleich einen Vulkan — und dann übersättigt, in sich selbst zusammenstürzend, wie ein Aschenkegel, mit verzehrtem Mark, mit verkohltem Herzen, mit toten Sinnen sich ins Kloster flüchten. Aber ein Solcher hat seinen Lohn dahin. Das edle Reis des Delbanns wurzelt nicht im dürrer Boden und das ausgebrannte Herz wird nicht beseligt durch jenen Frieden, von dem der Herr sagt: „Meinen Frieden gebe Ich Euch.“

Und nun legte der Prälat gerührt seine Hände auf die Schultern des Jünglings. Und seine erst erhobene Stimme ward flüsternd, als er sagte:

„Pax tecum!“

Der junge Novize begab sich hierauf zum Novizenmeister, um sich ihm zur

Verfügung zu stellen. Dieser führte ihn aus seiner Zelle in ein geräumiges, anstößendes Gemach, Museum genannt, in dessen Mitte ein langer Tisch und an den Wänden hin ein halbes Dutzend sehr einfacher Schreibtische standen. Drei Schreibtische waren mit eben so vielen Novizen besetzt.

Der Prior stellte den neuen Ankömmling vor und wies ihm einen der Schreibtisch neben dem Ofen als seinen Platz an; denn alle Novizen waren des Tages beisammen in diesem Gemach, und nur zum Schlafen und Ankleiden hatte jeder eine Zelle, die deshalb nicht geheizt ward, außer in Krankheitsfällen. Darauf machte der Prior ihn mit der den Novizen vorgeschriebenen Tagesordnung bekannt, welche von jener der Mönche abwich und mehr Beschränkung enthielt, und gab ihm ein Exemplar des Benediktiner-Breviers — vier starke Bände groß Oktav. Daran knüpfte sich eine Lektüre über die den Mönchen obliegende gemeinsame Feier der Tageszeiten (Horren), über deren Zahl, Bedeutung, Anordnung und Benennung und endlich über den Organismus des Breviers. Von letztem Gegenstande begriff aber Frater Hugo vorläufig wenig genug. Im Ueberigen ahmte er seine Mitnovizen nach.

Der erste Tag des Noviziates ist zu Ende. Frater Hugo kniet in einsamer Zelle vor dem Kreuzifix aus Eibis. Was er da gebetet und gelobt hat — nur Gott weiß es. . . .

Wochen vergingen und Monate. Der ehemalige Studiosus ist ganz umgewandelt. Sein Geistesleben hat sich vertieft, sein Benehmen ist ernst. In seiner ganzen Erscheinung verrät sich der Adel einer reinen, von keinen wilden Leidenschaften gequälten Seele. Und doch wurden ihm die Versuchungen nicht erspart.

Oft wenn der Novize an sonnigen Tagen am hohen Fenster stand und hinaus sah in das schöne Land der bayrischen Vor-alpen: dann schlich sich wohl zuweilen ein namenloses Weh in sein junges Herz. Und dann blieben seine Blicke lange haften an der blauen Alpenmauer, die quer durch Europa steht und auf den Grund-festen des Erdballs gegründet ist, wo dasitzen, wie Wächter der Scheidewand zwischen Nord und Süd, ewige Berge, ganze Wolken als Hauben für ihre ungeschlachteten Häupter benutzend und unermessliche Fichtenwälder als dunkelgrüne Bärte tragen. In solchen Momenten flüsterte ihm oft die Versuchung zu: „Tor, der Du bist! Die Welt ist so schön! Wirst Du Dein Leben hinter den finsternen Kloster-mauern vertrauern? . . .“ Aber, wenn er schon wanken wollte, rief er sich die Worte des Abtes als Stärkung ins Gedächtnis: „Nur durch Ent-sagen gelangst du zum Frieden.“

Mittlerweile hatte er vom Abte die Erlaubnis erhalten, aus der Klosterbibliothek Bücher zu seinen Studien entnehmen zu dürfen. Der Bibliothekar, ein greiser Mönch von gediegenen Kenntnissen, gewann bald den aufgeweckten Jüngling lieb und versah ihn mit reichen Bücherschätzen.

Frater Hugo war glücklich mit seinen

Büchern. Aber über seinem wissenschaftlichen Streben vernachlässigte er seine religiösen Pflichten nicht. Und zu gottesdienstlichen Funktionen zeigte er ein besonderes Geschick.

Einst besaß er sich, zum ersten mal wieder seit seinem Abenteuer in der Christnacht, mit dem Bibliothekar in dem Bücher-saal. Die Erinnerung daran ward in ihm so lebendig, daß er dem Vater die Geschichte, mit Ausnahme der gespenstischen Erscheinung, erzählte.

„Sie haben uns an jener Bibel das Kleinod unserer Bibliothek gerettet“, sagte der Vater. „Früher sollen wir noch ein anderes, viel köstlicheres besessen haben. Es war ein geschriebenes Buch, das dem letzten Grafen von Andechs gehört hat. An dieses Buch soll sich nach einer alten Ueberslieferung ein sehr wichtiges Geheimnis knüpfen; aber von welcher Art! Niemand wußte es. Die Chroniken berichten, das Buch sei bei des Grafen totem Diener, der aus Palästina kam und in der Umgegend von Andechs von Räubern erschlagen wurde, gefunden und in Andechs aufbewahrt worden. Der letzte Andechser war nämlich bei dem Morde des Kaisers Philipp beteiligt gewesen und nach Palästina entflohen. Keiner von uns hat das Buch jedoch gesehen. Nur der alte Benno, der schon fünfzig Jahre in Andechs lebt und ehemals Bibliothekar war, mag es vielleicht gekannt haben. Wahrscheinlich ist es auch gestohlen worden.“

„Pater Benno?“ fragte der Novize gespannt; „wer ist denn dieser? Ich habe nie etwas von ihm gehört.“

„Er ist geisteskrank, ein hochbejahrter Mann, verläßt seine Zelle nie und spricht keine Silbe, selbst mit seinem Wörtern nicht.“

„Und Pater Benno war einst Bibliothekar?“ fragte der Novize noch gespannter; er dachte an das Gespenst.

Bis er in Schwach-sinn verfiel. Ich war damals noch nicht im Kloster und bin doch jetzt der älteste noch lebende Vater nach ihm.“

Der Novize schwieg, aber seine Augen blieben auf den bekannten Schrank gerichtet. In diesem Augenblick wurde der ehrwürdige Vater gerufen.

„Suchen Sie sich nur selbst zusammen, was Sie brauchen“, sagte er im Weggehen, „und schreiben Sie auf, was für Bücher Sie mitnehmen.“

„Also kein Gespenst!“ murmelte Frater Hugo, als er allein war. „Der schwach-sinnige alte Mann. . . . Doch dort ist der Schrank.“

Im nächsten Augenblick öffnete er den Schrank und tastete an der innern rechten Wand desselben nach einem Gegenstand, um darauf zu drücken. Er findet nichts. Auf jeden Fleck drückt er — es bewegt sich nichts.

„Sollte ich wirklich geträumt haben?“ — Da tritt er, sich streckend, zufällig auf die untere Schrankleiste. . . . es kracht. . . . die Wand zittert leise unter seiner Hand. . . . in der Ecke des Schrankes ist ein kleiner Metallknopf sichtbar geworden. . . . auf den drückt er. . . . das geheime Fach springt auf, und darin liegt das Buch. In höchster Aufregung